

Der folgende Text entstand im Herbst 2021 und wurde 2022 noch einmal überarbeitet.

OPEN DOORS POLICY NOW!

Moritz Kotzerke

DIY Förderlandschaft

Manchmal kommt es mir so vor, als gäbe es in der Förderlandschaft mehr Türsteher*innen als auf der Reeperbahn. Ob an Theatern oder den Förderinstitutionen, überall geht es um zwei entscheidende Fragen: Wer kommt rein? Und wer muss draußen bleiben? Mehr braucht es für mich nicht, um aktuelle Förderpolitik zu beschreiben. In einem Begriff zusammengefasst: ein Selektionsapparat. Klar, die Situation ist kompliziert und komplex und erfordert differenzierte Betrachtung. So einfach kann ich es mir nicht machen. Und doch, vielleicht schon. Denn je nachdem, welche Codes bedient, welcher Style getragen, welche Sprachen gesprochen, welche Auftritte performt, welche Erfahrungen vorgewiesen werden können, wen man kennt und was verspricht: Entweder die Gatekeeper*in (deren Identität im Folgenden noch näher beschrieben wird) lässt dich rein, oder Tschau Kakao. Kannst nach Hause gehen. Heute keine Rose für dich. Keine Begründung, nur ein kurzes steinernes Kopfschütteln in Form einer Sammel-E-Mail. Erkenntnisgewinn durch individuelle Entscheidungs-Begründungen übersteigt das verwaltungstechnisch machbare. Außerdem geht es um juristische Absicherung. Das ist das kleine Einmaleins der Türsteher*innen-Ausbildung; keine Diskussionen zulassen, das untergräbt die Autorität. So tropfen eben manche ab und manche kommen durch. Das sind die Regeln des Spiels, auch wenn die Logik dahinter für Außenstehende nicht immer ganz klar zu durchschauen ist.

Neben denen, die abtropfen, gibt es da noch viele, die es nicht mal bis vor die Tür schaffen. Entweder, weil sie überhaupt nicht wissen, dass da was geht, oder weil sie ihre Kinder ins Bett bringen, weil sie arbeiten oder weil sie heute keine Kraft haben aufzustehen. Irgendwer fällt eben immer durchs Raster.

Die Zugänge sind es, die gerne besprochen werden. Ja, barrierefrei müssen wir werden, Chancengleichheit schaffen oder die Kriterien überprüfen. Dass dabei grundsätzlich überlegt wird, ob Türsteher*innen noch zeitgemäß sind und wie wir aus der Tür ein Tor machen können und die Türsteher*in für die Umbaumaßnahmen, statt fürs Türstehen bezahlen, höre ich nicht. Dabei ist es das, was wir meiner Meinung nach brauchen: Einen Paradigmenwechsel weg von einer Selektionskultur hin zu einer Kulturpolitik der offenen Tore.

„Schön und gut. Kulturpolitik der offenen Tore. Doch wie sollen wir uns das vorstellen? Was passiert, wenn wir alle hereinlassen? Das kann doch gar nicht funktionieren und endet im absoluten Chaos“, ruft mir eine von Weitem zu. „Nicht wenigstens eine Schranke oder ein Pförtner*innenhäusschen?“ Schwierig, sich das vorzustellen. Im Grunde steht hinter dem Festhalten von Zugangsbeschränkung also vielleicht die fehlende Fähigkeit oder ein fehlender Wille, sich eine andere Praxis vorzustellen. Wird diese Unfähigkeit dann auch noch von Glaubenssätzen wie: „Irgendeine Art von Auswahl braucht es. Wir haben nicht für alle Platz“, flankiert, haben wir den Salat. Wo kommen wir denn hin, wenn wir das ändern? Wie sollen wir das bürokratisch in den Griff kriegen? Wir haben doch auch nur zwei Arme, einer davon rudert wie wild in Gesten der Überforderung. Der Mangel an Vorstellungskraft lässt vorerst nichts anderes zu. Und doch oder gerade deswegen schlage ich vor: Lasst alle rein, dann schauen wir weiter!

Und ja, es wird wahrscheinlich kompliziert und überfordernd, wenn die, die normalerweise nicht hereingelassen werden, auf einmal doch dabei sind. Hektisch wird die Brandschutzordnung durchgeblättert und eine nach hinten geschickt, um nachzuschauen, ob überhaupt genug Stühle für alle da sind. Und ja, es gibt immer auch die Expert*innen und Leute, die es sich auf ihren sicheren Plätzen gemütlich eingerichtet haben, die sagen: „Na ja, also Qualität ist uns schon wichtig. Wir haben hier gewisse Standards und die müssen schon aufrechterhalten werden. Die Türpolitik bleibt!“ „Aha. Soso. Standards“, antwortet eine aus der Menge: „Und wer legt die fest? Wir hätten da nämlich ein paar Anmerkungen und Verbesserungsvorschläge.“ Woraufhin betretenes Schweigen eintritt und eine nach Beteiligungs-Methoden googelt. Vielleicht können wir dazu ja mal einen Runden Tisch veranstalten, wird hastig auf ein Whiteboard gekritzelt. Noch ungemütlicher wird es aber erst, wenn auch die, die eigentlich immer durch die Tür hindurchkommen, ihr Privileg des

ungestörten Zugangs reflektieren und auf einmal aufstehen und fragen: „Wieso lasst ihr sie nicht rein, aber uns? Bevor das nicht geklärt ist, geht hier erstmal gar nichts mehr.“ Sie setzen sich, die anderen werden hellhörig. Das könnte vielleicht so etwas wie der Anfang einer solidarischen Bewegung sein. Ein Anfang schon, aber etwas mehr braucht es dann doch noch. Eine Möglichkeit wäre, nach draußen zu gehen und sich zu denen zu stellen, die unfreiwillig draußen geblieben sind. Am besten vorher noch einen Drink an der Bar holen für die draußen. Eine Limo, zwei Bier, eins aber ohne, und dann raus und gemeinsam anstoßen. Privilegien teilen in plakativ, so ein naiv schöner Gedanke. Die nächste Stufe der Kompliziertheit wird erreicht, wenn nicht alle aus Spaß und Vergnügen auf die andere Seite der Tür wollen, sondern die eigene ökonomische Existenz vom Hereinkommen abhängt. Wenn die, die reinwollen, darauf angewiesen sind – denn nur mit dem Bändchen am Arm gibt es Jobs, Aufträge und Geld auf dem Markt – dann wird es schon schwieriger mit dem Teilen und dem Sich-Solidarisieren. Wobei das mit dem Stempel-Duplizieren, indem die Unterarme heftig aufeinandergedrückt werden, früher in der Disco ja auch geklappt hat. Doch beim Geld, da hört der Spaß auf. Denn das, was geteilt werden soll, ist nicht weniger als die Existenzgrundlage und Teilen wird somit existenzgefährdend. Ist das dann noch solidarisch oder prekär hoch zwei und nicht sowieso die Aufgabe des Sozialstaats? Wie viel soll Kunstförderung denn bitte noch leisten?

Abends wird aus dem Markt wieder ein Clubgedanke. Schließlich geht es um Kunst und wir haben gelernt, dass auch Kunst Arbeit ist und auch Clubkultur Kultur. Draußen vor der Tür sammeln sich immer mehr, während drinnen auf der Tanzfläche heute auffällig wenig los ist. Liegt es am guten Wetter? Cornern und Bordsteinbier haben auch ihren Charme. Die wenigen, die noch drinnen geblieben sind, merken schnell, dass es so nicht das Gleiche ist. Die draußen versuchen währenddessen, die Türsteher*in von der Idee mit dem Tor zu überzeugen. Ich zähle Türarten auf und welches Schließblech sich wie ausbauen lässt. Das hatte ich mir extra alles fein säuberlich notiert. Noch scheint sie unbeeindruckt, doch irgendwann muss sie nachgeben und weich werden. Eintritt zahlt jetzt erstmal keine mehr, die Clubbetreiber*innen werden leicht nervös. Mal schauen, wer am längeren Hebel sitzt. In der Menge auf der Straße schwillt eine Grundsatzdiskussion an: Manche wollen weiterhin den Zugang für alle, andere fragen, wieso überhaupt noch rein, lasst uns doch einfach alle hier draußen bleiben und uns hier etwas Neues

aufbauen. Hände gehen in die Luft und das Plenum spendet lautlos Zustimmung. Eine hält ein Schild mit der Aufschrift „Generalstreik!“ hoch, eine Zweite daneben eine Bluetoothbox und ein Beat fängt an, die ersten Körper zu bewegen. „Wir müssen diese Scheißsituation umarmen und das Beste draus machen“, lacht eine Weitere und ergänzt: „Hauptsache, wir lassen das nicht zwischen uns kommen. Zwischen meine Schwestern und mich passt kein Blatt Papier!“. Die Menge johlt, von irgendwo wirft eine einen Blumenstrauß. Aus dem Augenwinkel sehe ich, dass auch die Türsteher*in mittlerweile ein Glas Prosecco in der Hand hält, in ein Gespräch vertieft ist und ihre Gesichtszüge sich etwas gelockert haben. So stelle ich mir das vor, mit dem Beginn des solidarischen Neubeginns. Was jetzt noch fehlt, ist die Diskussion um den Umgang der Vielen mit den begrenzten verfügbaren Mitteln. Weg von kapitalistischen Eigentumsverhältnissen hin zu anderen Formen des Besitzens, Nutzens, Teilens. Vielleicht einfach mal demokratischen Sozialismus austesten oder einen Blick in die Commons-Forschung werfen, kritzle ich auf einen Zettel und stecke ihn gefaltet in die Hosentasche. Es gibt so viele gute Leute und Ideen, es muss doch möglich sein, mit deren Hilfe die Förderlandschaft umzugestalten, denke ich und nippe an meiner Limonade.

Versammeln und Versanden

Doch der Vergleich von Förder- und Türpolitik hinkt, und das an einer entscheidenden Stelle: dem Raum. Da, wo sich vor Clubs und Türen Schlangen bilden, temporäre Versamlungsformen und Begegnungen entstehen, ist bei Fördervergaben eine Lücke und kein Äquivalent. Das Kollektiv der Antragstellenden sammelt sich nicht an Ort und Stelle, sondern es ist verstreut und dezentral. Es kommt nicht zusammen, es sendet seine Anträge und Bewerbungen, die als ausgedruckte Seiten deutlich besser stapelbar sind als die durch sie repräsentierten Körper. Positiv formuliert waren die meisten Bewerbungsprozesse um Kunstförderung auch vor der Pandemie schon sehr Corona-kompatibel, denn da, wo nicht zusammen-gekommen wird, herrscht auch keine potenzielle Gefahr. Andererseits fehlt ohne Begegnung auch eine ganze Menge. Vielleicht ist es also Zeit, Fördervergabe hinsichtlich ihrer Versamlungsformen neu zu bewerten und darüber nachzudenken, dass Bewerbungsprozesse Anlässe der Begegnung sein können. Doch ganz begegnungsarm sind öffentliche Förderprozesse natürlich auch jetzt schon nicht. Die Frage ist eher: Wer begegnet sich wie und wo?

Irgendwo sitzen Menschen in einem Büro, sie haben den Auftrag und bemühen sich, das Geld bestmöglich an die Künstler*innen zu bringen. Vielleicht gehören diese Büros Interessensverbänden der freien Szene, Institutionen, die aus der Szene heraus als Sammelbewegung entstanden sind und im Interesse dieser agieren. Sie scheinen sich auszukennen, sie sind näher dran als die Mitarbeitenden der Ministerien, die die Gelder verwalten. Soweit so gut. Der Staat übergibt der Interessensvertretung das Geld und damit den Verwaltungs- und Verteilungsauftrag, im Sinne der Künste versteht sich. Eine kleine Gruppe von Menschen in einem Büro steht nun also um einen großen Haufen Geld herum und fragt sich: „Wie das Geld nun an die Künstler*innen bringen?“. In den meisten Fällen lautet das Rezept zur Beantwortung dieser Frage: „Förderung ausschreiben, Bewerbungen sammeln, Jury entscheiden lassen!“. Allgemeines Kopfnicken in der Runde, eine guckt auf die Uhr und fragt sich, ob sie heute noch einkaufen gehen muss, während zwei andere den Haufen Geld mit Besen in eine der Ecken kehren.

*Ich ziehe ein Geodreieck heraus und beginne eine technische Zeichnung der Szene: Mittel fließen durch Schleusen und Umleitungen, werden gestaut und abgelassen, auf provisorischen Planken über dem Fluss laufen Türsteher*innen und bedienen mir unbekannte Vorrichtungen. Ich schreibe „Jury als Flusensieb“ zur Erinnerung auf das Blatt.*

Eine Jury soll nun also die unangenehme, doch scheinbar unausweichliche Entscheidung darüber fällen, wer was und wie viel vom Haufen Geld abbekommt. Als demokratisches Gremium wird sie einberufen, um im Sinne der Szene bestmögliche Entscheidungen zu treffen und die Gruppe im Büro zu entlasten. Es geht darum, die Verantwortung auf mehrere Schultern zu verteilen, vielfältige Perspektiven zu gewährleisten, möglichst vielschichtig die Szene zu repräsentieren und ein breites Spektrum diversen Wissens und Expertisen zu versammeln. „Unsere Jury soll inter-, nein transdisziplinär sein!“, ruft die Teamleiter*in des Büros ganz aufgeregt, während eine andere schnell im Handy nachguckt, wie das geschrieben wird und was sie dazu auf Wikipedia findet. Eine Liste von Namen wird zusammengestellt, in Leitfäden die optimale Teilnehmer*innenzahl von acht Personen rot markiert. Nach der Mittagspause steht noch Design Thinking auf dem Programm – die Persona des perfekten Jury-Mitglieds soll entworfen werden. Die Stimmung im Team ist gut, Rechercheaufträge werden verteilt und erste Anfragen für die Besetzungsliste sollen bis spätestens Mittwoch herausgeschickt werden.

Gedankenversunken mache ich kleine Zeichnungen von Tennis-Hochsitzen, die halbkreisförmig angeordnet sind und deren vier Füße jeweils aus dem Unterteil eines Bürostuhls bestehen. In einer Forschungsarbeit habe ich einmal von einer Wippen-Konstruktion gelesen, die als Abstimmungswerkzeug genutzt wurde. Eine solche Wippe zeichne ich nun direkt neben die Hochsitze und schreibe die Worte „Die Bühne als Sprungbrett“ darüber.

Es werden Handouts zu den Themen „Achtsam Diskutieren“ und „Kriterien zur Bewertung künstlerischer Vorhaben“ ausgeteilt, immer wieder wird auf den Korb mit Obst und Brezeln hingewiesen. „Denkt auch daran, viel zu trinken, das ist wichtig. Wir haben einen Entscheidungsmarathon vor uns“, sagt die Gastgeber*in zur Begrüßung. „Am Ende des Ganges links sind die Toiletten, wir machen alle 30 Minuten eine kurze Raucher*innenpause.“ Heute ist es so weit. Acht Menschen sind angereist, um über die Förderangelegenheiten mehrerer Hundert zu entscheiden. Der Stapel mit den Bewerbungen, der sich in der Mitte des Raums erhebt, dient als performative Füllstandanzeige für die heutige Arbeitssitzung: Die freie Szene versammelt in einem Stapel Papier. Das ist platzsparender, als wenn jede einzeln vortanzen würde, aus Verwaltungsperspektive also ein deutlicher Win. Acht Stunden Arbeitszeit sind angesetzt, dabei herrscht bei allen Beteiligten stillschweigende Übereinkunft, dass es dabei nicht bleiben wird und Überstunden anstehen. Und das, obwohl alle heute auf Ehrenamtsbasis inklusive Aufwandsentschädigung arbeiten. Es ist eher auch eine moralische Sache, denn irgendwer muss für Gerechtigkeit und Qualität sorgen. Aus der Masse die Crème de la Crème herauspicken. Außerdem gibt es den symbolischen Wert, denn Jury-Mitglied – das macht sich ganz gut im Lebenslauf. Das steht für Vertrauen, für Verantwortung, für die ganz großen Werte. Auf mehreren Tischen liegen dicke Ordner, in denen mit Klebezetteln einiges markiert wurde. Die acht sind vorbereitet. Die acht sind fest entschlossen, ihren Job heute gut zu erledigen.

Nach knapp zwei Stunden Jury-Sitzung ist die Körpersprache bei einigen bereits etwas angespannter. Ein Teil der Gruppe hat sich draußen zur Raucher*innenpause versammelt. Nachdem sich vorläufig auf ein Vorgehen geeinigt wurde, nehmen Diskussionen teilweisen merkwürdige Dynamiken an. Manche werden lauter im Versuch, andere von ihren Ansichten zu überzeugen, einige halten sich zurück und bringen ihre Perspektiven ruhig und sachlich ein. „Egal nach welchen Kriterien wir heute Entscheidungen treffen, wir müssen uns darüber im Klaren sein, dass

das für viele eine Absage und somit keine Arbeit, kein Geld bedeutet“, sagt eine nachdenklich, während sie ihre Zigarette zwischen Zeige- und Mittelfinger hält und am Nagel des Daumens knabbert. „Hinter jedem Antrag stehen ja richtige Leute mit richtigen Leben.“ „Ja, damit müssen wir irgendwie umgehen lernen. Das war uns doch allen klar, oder?“ antwortet eine Zweite. „Am Ende heißt es: Abhaken und weitermachen. So ist das eben.“ Kurz schweigen sie alle. „Aber es ist schon spannend“, sagt eine Dritte, die etwas abseits der anderen steht, in die Pause hinein, „welche Einblicke wir hier heute bekommen... Alleine dafür lohnt es sich doch, dabei zu sein.“ Sie wirft ihre Zigarette auf den Boden, drückt sie mit dem Fuß aus, öffnet mit der Hand die Tür und verschwindet im Treppenhaus. „So kann man’s auch sehen. Die Herde versammelt sich um die Futterstelle. Irgendwie sind wir hier ja schon an der Quelle, das musst du dir mal bewusst machen.“ Die beiden schauen sich an, eine zieht die Augenbrauen hoch, atmet tief aus und folgt der anderen wieder nach oben.

Abends am Ende der Sitzung sind alle froh, dass es vorbei ist. Irgendwie sind sie zufrieden, auch wenn immer wieder nachdenkliche Momente entstehen. Manche starren nur noch leer vor sich hin und nehmen einen letzten Schluck Kaffee. Doch die Mammut-Aufgabe ist geschafft. Sie alle haben heute mehr als einhundert künstlerische Vorhaben besprochen, haben Viten sowie Kosten- und Finanzierungspläne analysiert, haben Machbarkeits- und Umsetzungskompetenzen eingeschätzt, haben die Wichtigkeit und gesellschaftliche Relevanz von Forschungsfragen diskutiert und sich über unterschiedliche Verständnisse von Qualität und Exzellenz gestritten. Manches wurde kritisch und detailliert betrachtet, anderes konnte nur gestreift werden. „Sonst würden sie morgen immer noch hier sitzen“, hatte die Moderatorin gesagt und um ein erstes Stimmungsbild für die nächste Antragsentscheidung gebeten. „Also ich hätte morgen noch Zeit“, sagt eine, doch niemand reagiert ernsthaft darauf. Einmal querbeet durch die Szene gebettet, hier ein Schulterklopfen, da ein: „Mach trotzdem weiter, nicht aufgeben!“, verteilt, alles im Vorbeifahren, denn die Landschaft ist groß und an der nächsten Ecke warten schon die Nächsten. Doch zumindest die Orientierung in der Landschaft fällt den Acht nun deutlich leichter, nachdem sie sich einen Überblick verschafft haben und nun alle ein aktualisiertes Bild der freien Szene haben.

Am anderen Ende der Entscheidung drücke ich erneut vergeblich auf den Aktualisieren-Button meines E-Mail-Programms, die Zeichnung

mit der Wippe und der Zettel, auf dem noch undeutlich die Worte „Demokratischer Sozialismus“ zu lesen ist, kleben an meiner Wand schräg über dem Bildschirm. Ich weiß nicht mehr genau, wieso ich das aufgeschrieben habe, in dem Moment hatte ich einen guten Gedanken, auf den ich jetzt aber leider nicht mehr komme. Na ja, denke ich, vielleicht bestelle ich mir demnächst mal ein Buch zu dem Thema, als mein Handy vibriert. C. schreibt: „Gerade die Zusage bekommen. Du?“ Ich antworte hastig ein GIF mit einer tanzenden Katze, die ein Partyhütchen auf dem Kopf trägt und klicke energisch auf das Symbol meines Postfachs. Und da – bling – die Antwort vom Fonds ist da: „Wir bedanken uns für die Einreichung Ihres Antrags. Zu unserem Bedauern müssen wir Ihnen leider mitteilen, dass sich die Jury in ihrer Sitzung nicht für eine Beförderung Ihres Antrags durch den Fonds ausgesprochen hat. Die Einzelentscheidungen der Jury werden gemäß unseren Richtlinien nicht weiter begründet. Bitte haben Sie für die knappe Form der Mitteilung Verständnis, die wegen der hohen Anzahl der Anträge und aus Gründen der Vertraulichkeit der Jurysitzung nicht anders möglich ist. Viele Anträge konnten aufgrund formaler Kriterien nicht gefördert werden.“ Ich starre auf den Bildschirm und lese den Satz noch einmal. Scheiße! Ja okay, danke für nichts, denke ich und drücke reflexartig auf löschen. Seit Monaten warte ich auf die Entscheidung und diese Mail ist das Einzige, was ich vom gesamten Fördervergabe-prozess mitbekomme. Seit dem Moment, an dem ich vor Monaten auf absenden geklickt habe, bis heute. Die Interaktion zwischen mir und der Förderinstitution beschränkt sich komplett auf das Display meines Laptops. Weder habe ich mit irgendwem gesprochen, geschweige denn irgendwen gesehen. Aus meiner Perspektive ist das die gefühlte Definition von Vereinzelung. Ob es anderen auch so geht? Die meisten haben wahrscheinlich wenigstens ihr Kollektiv oder ihre Gruppe, mit denen sie zusammenarbeiten. Keine Socke sitzt alleine zu Hause vorm Laptop herum wie ich. Aber auch das werde ich nicht herausfinden: Es ist keine da, die ich fragen kann. Ich schreibe die Nachricht: „Leider nein!“, an C., schalte mein Handy auf Flugmodus und schlurfe in die Küche. Ich brauche jetzt irgendwas Süßes. Komm her, du verdammter Apfel, gib mir deinen Zucker!

Meine Teilhabe besteht aus dem Ausfüllen der Online-Bewerbung und dem Erhalt einer Zu- oder Absage-E-Mail. Fast scheint es, als solle der Bewerbungsprozess so wenig Raum wie möglich einnehmen. Als ein raum- und ressourcenloses Zwischenelement. Was im Prinzip ja auch

gut gedacht ist, denn schließlich ist der Bewerbungsprozess nur ein vorgeschaltetes Verfahren zur Mittelakquise und die eigentliche Arbeit startet dann mit dem geförderten Vorhaben, darauf soll der Fokus liegen. Wobei das so auch wieder nicht stimmt. Denn auch dem Ausfüllen des Bewerbungs-Formulars geht ein Arbeitsprozess voraus. Ein Prozess, der teils arbeitsintensiv ist, in dem Projekt-Ideen und Konzepte entwickelt werden; in dem Relevantes herausgearbeitet wird; in dem das Vorhaben, Monate vor Beginn, bereits in Zeiteinheiten und benötigte Mittel aufgeschlüsselt wird, in Kostenpunkte und Arbeitsabläufe strukturiert wird; in dem die eigene Künstler*innen-Biografie und das bisherige Werk dargestellt werden; in dem die Künstler*in oder das Künstler*innen-Kollektiv als Unternehmer*in auftritt, die eigene Arbeit und das eigene Selbst gestaltet.¹ Eine vielschichtige und komplexe Arbeit. Scheinbar natürlich unbezahlt, dafür aber zeit- und arbeitsintensiv. Ein scheinbar notwendiges Investment, um überhaupt einen Zugang zum Raum der Entscheidung zu bekommen und damit die Chance auf finanzielle Mittel. Aus selbst involvierter Perspektive ist es bei dieser zeitintensiven Vorarbeit noch frustrierender, wenn der Bewerbungsprozess dann als interaktionsarmes und passives Prozedere an einem selbst vorbeizulaufen scheint. Diese Dysbalance zwischen unbezahlter Arbeit als Vorleistung und absoluter Passivität im Verfahren nehme ich als strukturelles Frustrationspotenzial wahr. Hier werden strukturelle Probleme privatisiert und ein Großteil der notwendigen Arbeit von vorne herein aus dem finanzierbaren Zeitkorridor heraus gekürzt.

Selbst ist die Szene — Togetherness und Verantwortung aller

Statt acht Personen werden sich hier heute knapp achtzig versammeln. Noch stehen die meisten von ihnen vor der Tür, unterhalten sich, trinken einen Kaffee oder rauchen eine. Im Foyer sind bereits einige auf den Sofas in Gespräche vertieft, andere sitzen und schauen sich das bunte Treiben an. Schauen, wer so da ist, manche Gesichter sind bekannt, andere neu. Am Check-in-Schalter werden neben organisatorischen Fragen auch erste Stimmungsbilder der Ankommenden eingesammelt. Die Wellnessanzeige auf den Monitoren soll jede halbe Stunde aktualisiert werden, per App kann die persönliche Stimmung auf einer Skala jederzeit individuell angepasst werden. Rutscht die daraus

1 Wie es im Text von Christoph Rodatz in diesem Band beschrieben wird.

ermittelte Gesamtstimmung in den orangenen Bereich ab, sind Interventionen vom Wellnessteam geplant. Ich stehe schon in der großen Halle und schaue mir den Stuhlkreis an, in dem heute die Versammlung stattfinden wird. Eine Art Szene-Plenum wird das, so stand es in der Einladungs-E-Mail und so wurde es in den zahlreichen Vorbereitungs-Workshops formuliert. (Natürlich sind wir achtzig auch nur ein Ausschnitt und nicht die gesamte Szene. Doch wann treffen sich schon mal achtzig von uns an einem Ort?) „Wie die Motten versammeln wir uns um den Haufen Geld“, lacht eine im Gespräch und klopft ihrer Nebenfrau auf die Schulter, als die beiden die Halle betreten. Und ja, ein gutes Lockmittel scheint das Geld zu sein und jede Einzelne hat ein Interesse daran, heute dabei zu sein. Entweder als Beteiligte und Anspruchserhebende, als Zeugin oder auch als Unterstützer*in und Freund*in. Egal in welcher Rolle eine heute da ist, all das ist Arbeit. Notwendige Arbeit für die Szene, ein Arbeiten an der Szene. Eine Arbeit, für die im normalen Ablauf sonst eigentlich kein Platz ist. Eine Arbeit, die sonst auch schwierig künstlich herzustellen ist, denn zu „Netzwerktreffen“ kommen eben auch nicht immer alle. Und eine Arbeit, die heute für alle bezahlt wird. Die symbolischen zehn Euro pro Stunde liegen zwar deutlich unter der empfohlenen Honoraruntergrenze, sind dafür aber allen schon einmal sicher. Außerdem wurden diejenigen, die im Vorfeld der Versammlung ein Vorhaben eingereicht haben, pauschal mit 1.000 Euro für ihre Antragsarbeit bezahlt. Dieser Wert wurde bei einer Umfrage mit dem Titel *Wie viel ist deine Antragsarbeit wert?* innerhalb der freien Szene ermittelt.² Heute wird zwar auch genetzt, aber eher nebenbei, als Zusatz. Im Kern geht es um die Frage, wie als Szene mit den vorhandenen Mitteln umgehen. Die Beantwortung und Entscheidung dieser Frage steht im Zentrum der Versammlung. Verbunden mit der Frage, ob dieser Umgang eher von Konkurrenz und Wettbewerb, oder von Solidarität und Empathie geprägt sein wird. Auch für diese Mindset-Arbeit hatte es im Vorfeld mehrere Workshops und Inputs gegeben, ein begleitender „Reader“ für die Veranstaltung stellt dazu mehrere Texte bereit. Im Grunde ist es heute eine Mischung aus kollektiver Performance und Festival, in der das Geld auch als Akteur auftritt. Es gibt ein Skript und Drehbuch, es gibt Textmaterial in Form von Antrags-Vorhaben, welches heute aufgeführt werden wird. Wichtig – so die Meinung im Vorfeld – ist die Dauer eines ganzen Wochenendes für dieses Event, damit überhaupt erst ausreichend Möglichkeit für Begegnungen entstehen. Die

2 Diese Umfrage ist wie vieles andere in diesem Text fiktiv und frei erfunden.

Idee, die Wiese hinter dem Gebäude als Zeltplatz umzunutzen, hatte für allgemeine Zufriedenheit gesorgt. Zumindest für ein Wochenende als Szene zusammenwohnen, sich morgens beim Frühstück treffen, genug Raum für ungeplantes einplanen, so hatte es die AG Infrastruktur treffend formuliert.

Der erste Tag der Versammlung wird heute dazu genutzt werden, die Entscheidungsstruktur für morgen vorzubereiten. In unterschiedlichen Arbeits- und Workshopformaten werden Fragestellungen bearbeitet, die jeweiligen Workshops werden von Moderator*innen nach soziokratischen Prinzipien geleitet. Es war den organisierenden Künstler*innen wichtig, dass es eine gute Ausgewogenheit zwischen offenen Beteiligungsformaten und Effektivität in den Arbeitsgruppen gibt. Am Ende des Tages sollen sie Entscheidungen über das morgige Vorgehen der Mittelvergabe nach dem Konsent-Prinzip fällen, die Ergebnisse der Workshops werden dann im Plenum diskutiert.

In der Frage, ob die Entscheidung über die Verteilung des Geldes letztendlich von einer kleineren Gruppe wie einer Jury oder vom Kollektiv aller Anwesenden getroffen wird, sind sich die Leute im „Workshop 03 – Entscheidung“ nicht einig. Als dritte Option haben sie heute eine Mischform aus Jury und Plenum entwickelt: In einer Art Fishbowl-Anordnung ist die Jury in der Mitte des Raums angeordnet, einer der zehn Plätze ist frei. Wer mag, kann jederzeit aus dem äußeren großen Kreis dazukommen und Teil des Inneren werden, um dort mitzudiskutieren. Wer nicht weiter diskutieren und für andere Perspektiven Platz machen möchte, kann jederzeit aus dem inneren in den äußeren Kreis wechseln. Zusätzlich gibt es die Möglichkeit, aus dem äußeren Kreis heraus zu intervenieren. An drei aufgestellten „offenen Mikrofonen“ kann ein Buzzer bedient werden, woraufhin alle anderen Mikrofone stumm geschaltet werden und es für die intervenierende Person drei Minuten Redezeit gibt. Auch indirekt kann per anonymem Chat auf die Diskussion Einfluss genommen werden. „Die Wortmeldung wird frei sichtbar auf die Leinwand gepostet und von einer der Moderator*innen aufgegriffen“, sagt abschließend eine und hält eine Zeichnung dieser Anordnung in die Runde der Workshopteilnehmer*innen, woraufhin andere Verbesserungsvorschläge einzeichnen und mit Klebepunkten kleine Markierungen vorgenommen werden.

Im „Workshop 02 – Vorhaben-Vorstellung“ wird heftig diskutiert. „Wie können wir methodisch den Contest-Modus dieser Veranstaltung aushebeln?“, fragt eine und fügt hinzu: „Einen Raum schaffen, in dem alle Ideen gefeiert und gewürdigt werden? In dem keine Hierarchien

zwischen den einzelnen Vorhaben, Bedarfen und Wünschen notwendig sind?“ „Was haltet ihr davon, wenn die Vorhaben jeweils von einer anderen Person vorgestellt werden?“, schlägt daraufhin eine andere vor. „Nee, das geht nicht. Das hätten wir im Vorfeld klären müssen, so etwas können wir jetzt so spontan nicht entscheiden. Dadurch wird es meiner Meinung nach noch unfairer“, antwortet daraufhin eine Dritte, die Moderator*in versucht die Diskussion zusammenzufassen und schreibt die Frage: „Darstellung der Vorhaben besonders neutral oder brauchen wir eher individuelle Formen der Darstellung?“, auf ein Flipchart.

Während in den einzelnen Workshops und Arbeitsgruppen intensiv gearbeitet wird, lösen sich immer wieder einzelne Personen von den Tischen, schlendern umher, gesellen sich an einen anderen oder ziehen sich in der Wellness-Oase zurück. Hinter plüschigen Aufstellwänden liegen dort mehrere Matratzen, auf denen sich einige lümmeln, es gibt die Möglichkeit, der live-Übertragung einer DJane per Kopfhörern zuzuhören, und eine Auswahl an Gesichtsmasken liegt auf einem kleinen Rollwagen. Eine hat sich gerade eine Tuchmaske angelegt, atmet trance-artig das Aroma der Pflegecreme ein und strahlt eine Aura der absoluten Entspannung aus. „Die Szene als Wellness-Kollektiv“ steht in goldenen Buchstaben auf der Innenseite einer der Plüschwände geschrieben, eine kleine Gruppe sitzt zusammen und teilt sich eine Wassermelone.

Im „Workshop 04 – Kriterien“ läuft währenddessen noch der Impuls-Vortrag einer eingeladenen Expert*in:

Wie viel muss schon da sein, um entscheiden zu können? Im Moment ist es so, dass das antragstellende Projekt oder Vorhaben meistens schon total weit durchgeplant sein muss. Das bedeutet erhebliche unbezahlte Vorarbeit. Im Falle einer Absage, eine krasse Minus-Rechnung. Wie können Konzeption und Planung vielmehr in das geförderte Vorhaben selbst integriert werden, also als ein Kostenpunkt „Planung im KFP“ eingeplant sein und somit erst im Fall einer konkreten Förderentscheidung anfallen? Welche Informationen müssen also vorliegen, um Entscheidungen über künstlerische Vorhaben zu treffen? Wird es dadurch, dass zum Zeitpunkt der Antragstellung weniger Informationen vorliegen müssen einerseits für die Künstler*innen fairer, da weniger Arbeit? Wird es so für die Entscheider*innen einfacher oder schwerer? Ein Grund, weswegen ich euch diese Fragen stelle, ist der steigende

Druck auf das Künstler*innen-Subjekt, da im aktuellen Fördersystem durch immer weiter steigende Anforderungen der Zugang und die Ausübung geregelt wird. Es setzen sich immer die „Besten“ durch, hier definiert als diejenigen, die die Anforderungen inhaltlich und strukturell erfüllen können, die, die bereit sind, die komplette Projektplanung und -konzeption im Vorfeld ehrenamtlich zu erarbeiten. Das Dilemma dieser Bewertungs-Logik ist ein immer stärker werdender Hang zur Selbstausbeutung, das sind ganz klar neoliberale Tendenzen.

Einige Zuhörende schreiben währenddessen intensiv mit, notieren Fragen und bereiten sich auf die Diskussion vor.

So geht es weiter und am darauffolgenden Tag trifft das Plenum in einer gemeinsamen Mittelvergabe Entscheidungen über die Verteilung der Gelder. Das, was sonst nur einigen wenigen zugänglich ist, wird dabei an diesem Wochenende spendabel geteilt und ausgegeben. Das Wissen über einander, über geplante Vorhaben, über Forschungsfragen und Themen der Auseinandersetzung, individuelle Konzepte, Biografien. All das ist hier im Umlauf, es gibt Lesecken, in denen alle Vorhaben nachzulesen sind. Manch eine sieht dabei Schnittstellen zur eigenen Arbeit bei anderen, mögliche Kollaborationspartner*innen blitzen auf. Allein in der Pause führe ich mehr Gespräche mit Kolleg*innen als in den Monaten zuvor.

In der abschließenden Feedbackrunde zum Format und der Methodik meldet sich eine zu Wort und lässt die anderen an ihrem Gedanken teilhaben:

Ich dachte, das hier heute hätte das Potenzial, anders zu funktionieren. Ich hatte gehofft, wir würden es hinkriegen, noch mehr aufeinander zu hören und achtzugeben. Doch es ist auch klar geworden, dass das in der Praxis schwieriger ist als in der Theorie. Denn was haben wir davon, wenn am Ende doch wieder die, die sich gut verkaufen können, ihre Projekte durchbringen und andere auf der Strecke bleiben und nichts bekommen? Ich würde sagen, dass das zumindest teilweise auch heute wieder der Fall war, und wir genau diese Mechanismen überkommen müssen. Es sitzt einfach so tief, da reicht ein Versuch, es anders zu machen nicht aus. Wir müssen diese kollektive Praxis der gemeinsamen

Mittelvergabe verstetigen, um dauerhaft einen kollektiven Lernprozess zu erreichen und unsere Muster zu durchbrechen. Anders können wir eigentlich an dieser Aufgabe nur scheitern. Und trotzdem ist es gut, dass wir es heute versucht haben. Das gibt mir Mut und ich bin so froh zu sehen, dass viele von euch auch daran interessiert sind. Also, wir müssen weitermachen. Das hier heute war ein erster Aufschlag, den wir kritisch auswerten und dann das Verfahren weiterentwickeln müssen. Trotzdem fand ich es schön, euch alle mal zu sehen. Danke an dieser Stelle auch den Organisator*innen!

Es sind Momente wie dieser, die die Besonderheit, die Notwendigkeit, aber auch die Widersprüchlichkeit dieser Versammlung auf den Punkt bringen. Die Selektion wird nicht alleine dadurch abgeschafft, dass wir uns treffen. Doch sie wird sichtbarer. Alleine durch diese Konfrontation eröffnen sich Räume für die Frage, ob wir als Künstler*innen-Individuen und als Szene so arbeiten wollen. Dadurch, dass eine gewinnt, verliert eben auch eine. Das ist bisher auch so, nur dass es vereinzelt und dadurch teilweise unsichtbar stattfindet. Alleine der Fakt, dass wir einen Raum teilen, in dem Gedanken oder Zweifel geäußert werden können, mit denen, die sie auch betreffen, ist ein Gewinn. Es eröffnet sich die Möglichkeit, dass sich Menschen zusammentun und sich weiter mit den Frustrationen einzelner auseinandersetzen, Orte des Zuhörens sowie des Rauslassens schaffen und sich selbstorganisiert Unterstützungsstrukturen schaffen. Das, was sonst beziehungslos stattfindet, wird (teil-) öffentlich und so zu einem politischen Handlungsfeld.

Es ist zu wenig Geld für die Arbeit von allen da. Mit dieser Grundsituation müssen wir lernen umzugehen, sie ist bisher die Arbeits- bzw. Förderrealität. Denn die postpandemischen Fördertöpfe werden wieder kleiner werden. Die Schuldenbremse soll 2023 wieder in Kraft treten, was zwangsläufig zu weniger Investitionen in den Kultursektor führen wird. Für mich stellt sich die Frage, ob wir uns als Szene kollektiv darauf vorbereiten wollen? Oder rüsten wir uns jede für sich, erweitern unsere Kompetenzen in individuellen Coachingprogrammen, um noch gestärkter, noch kompetenter in den Wettkampf um die begrenzten Mittel zu gehen? Also mehr Leistung. Mehr Vorleistung. Oder ist es an der Zeit, neue Formen der togetherness zu erlernen? Das ist meine Frage an euch. Ich für meinen Teil hätte Lust und Bedarf. Also, wer von euch auch?

Wollen wir uns irgendwo treffen? Bei mir am Küchentisch, im Foyer des Theaters oder doch lieber direkt auf der Straße davor? Ich stelle jedenfalls schon mal eine Flasche Sekt kalt und stecke mir eine Handvoll Konfetti in die Hosentasche³.

³ Mein besonderer Dank gilt meinem Freund, Partner in Crime, Kollegen und Sparringspartner Christian Berens, ohne dessen Perspektiven und ausführliche Feedback-Arbeit dieser Text nicht entstanden wäre. Auf dass die Rieselmaschine rieselt.